

Ist Psychoanalyse an der Universität lehrbar und lernbar? Eine Diskussion

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1993). Ist Psychoanalyse an der Universität lehrbar und lernbar? Eine Diskussion. *Journal für Psychologie*, 1(3), 44-51. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-21656>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Debatten und Kontroversen

Ist Psychoanalyse an der Universität lehrbar und lernbar?

Eine Diskussion

Für die Diskussion stellten sich freundlicherweise zur Verfügung: Thomas Leithäuser, Hochschullehrer in Bremen; Maya Nadig, Hochschullehrerin in Bremen; Ellen Reinke, Hochschullehrerin in Bremen; Birgit Volmerg, Hochschullehrerin in Bremen; Franz Wellendorf, Hochschullehrer in Hannover.

Die Diskussion leitete Eva Jaeggi, Hochschullehrerin in Berlin. Es wurde außerdem mit Jürgen Körner, Hochschullehrer in Berlin, ein Interview geführt. Einige Überlegungen, die in diesem Interview angestellt wurden, sind an entsprechender Stelle aufgeführt.

E. Jaeggi: Es geht darum, herauszufinden, ob und welche Teile der Psychoanalyse vermittelbar sind, unter welchen Bedingungen und wer psychoanalytische Inhalte an der Universität vermitteln sollte.

E. Reinke: Es ist keine Frage, daß Psychoanalyse vermittelt werden sollte, wir tun es schließlich täglich, es fragt sich eben nur, wie. Man kann in Großveranstaltungen sowohl klinische Themen als auch solche der Kulturtheorie vermitteln, Mitscherlich hat das vorbildhaft getan. Man sollte aber auch – Lorenzer nennt das den Methodentransfer – die klassische analytische Methode verbinden mit anderen Anwendungsbereichen, so z. B. in den Sozialwissenschaften und in der Klinischen Anwendung, vor allem aber in dem, was bei Lorenzer heißt: psychoanalytische Methoden im Bereich tieferhermeneutischer Kulturinterpretation. Bei alledem können Studenten und Studentinnen erfahren, was es heißt, Psychoanalyse zu betreiben, indem man mit der eigenen Person umgeht. Als Supervisorin in meinem Psychosomatik-Projekt versuche ich gerade, den Studenten genau diese psychoanalytische Kompetenz zu vermitteln.

F. Wellendorf: Da bin ich skeptischer. Die Psychoanalyse – ihre Methoden und ihre Theorie – basiert auf Erfahrungen, die im Setting der therapeutischen Arbeit mit Patienten gewonnen worden sind. Es ist unge-

klärt, ob und in welcher Form psychoanalytische Methoden und Theorien abgelöst von diesem ursprünglichen Erfahrungsfeld verstanden werden können bzw. welche Bedeutungsverschiebungen sich bei einer „Übertragung“ in ein ganz anderes Erfahrungsfeld, wie es die Hochschule ist, ergeben. Vielleicht produzieren wir dabei nur scheinbare Identitäten. Dann verbinden die Studenten und Studentinnen (oder auch die wissenschaftlichen Kollegen), die über keine eigene psychoanalytische Erfahrung verfügen, mit den (notwendigerweise allgemeinen) psychoanalytischen Begriffen einen anderen Sinn als ich als Psychoanalytiker, ohne daß wir uns über die Sinn διαφοrenzen verständigen könnten, ja, ohne daß wir sie, von der Identität der Begriffe fehlgeleitet, überhaupt wahrnehmen. Die Gefahr besteht, daß wir einfach einen weiteren Jargon, einen psychoanalytischen, einüben. Das spricht nicht gegen Versuche, wie Ellen sie macht, bedeutet aber, daß wir sehr kritisch reflektieren müssen, was wir da tun.

Th. Leithäuser: Ich bin kein Psychoanalytiker, habe aber schon in den 60er Jahren sehr heftig verlangt, Marx und Freud an die Uni zu bringen. Ich habe mich dafür schon als Student eingesetzt, angeregt durch die Kritische Theorie, die ja ein besonderes Verhältnis zu Freud hat. Die Frage, ob Psychoanalyse an der Uni lehrbar ist, klingt für mich absurd. Da müßte man sich ja auch

zum Beispiel fragen, ob Freud publiziert werden darf, seine Schriften werden ja auch von Menschen gelesen, die keine psychoanalytische Ausbildung haben. Ich selbst habe mir ein sozusagen „unschuldiges“ Verhältnis zu psychoanalytischen Texten erhalten.

F. Wellendorf: Das glaube ich Dir nicht!

Th. Leithäuser: Doch! - Ich sehe die Probleme, die viele Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen mit dem Lehren haben, gar nicht in dieser Weise. Gerade Freud selbst: Er lädt dazu ein, Bezüge zum Alltagsleben herzustellen. Freud hat eine umgangssprachliche Art, Wissenschaft zu betreiben. Viel schwieriger scheint mir, etwa die statistisch ausgerichteten Wissenschaften mit dem Alltagsverständnis in Übereinstimmung zu bringen. Das, was die Psychoanalyse entdeckt hat, ist nichts Künstliches, sondern wurde und wird von Menschen in ihrer Alltagssprache immer schon formuliert. Die Metapsychologie ist ja nur eine Weiterentwicklung solcher immer schon vorhandenen Erfahrungsgehalte. Ich hatte nie Probleme damit, psychoanalytische Theorien zu vermitteln. Und auch mit der Methodik: In Zusammenarbeit mit Alfred Lorenzer, Rolf Vogt und Klaus Schütt habe ich mir methodisch vieles erwerben können. Ich halte es hier mit Brecht, dem man vorwarf, in der *Dreigroschenoper* Verse von Villon geklaut zu haben. Er sagte: „Es nehme ein jeder sich etwas heraus, ich selber habe mir etwas herausgenommen“.

M. Nadig: Ich glaube nicht, daß Franz gemeint hat, man solle Psychoanalyse nicht lehren. Aber es geht ja in der Psychoanalyse vor allem um das Unbewußte, und da ist etwas hoch Spezifisches daran, das den Umgang in der Lehre kompliziert macht. In der Ethnologie kann man anhand der psychoanalytischen Kulturtheorie gut nachvollziehbar machen, daß da ein Unbewußtes wirksam ist: Das wird z. B. im Verhältnis Individuum - gesellschaftliche Institution sichtbar. In „dichten Beschreibungen“ von kulturellen Situationen ist es besonders prägnant aufzuzeigen, weil immer wieder der Bruch durch das Unbewußte, das Nicht-Faßbare, in der Szene aufscheint. Aber - und das finde ich dann doch sehr problematisch: Wie deute ich das Unbewußte? Es scheint mir nach 15-jähriger Lehrtätigkeit fast unmöglich, das

den Studierenden zu vermitteln. Wenn sie ans Deuten kommen, schlagen sie oft so heftig kreuz und quer rein, daß ich mich schäme und denke: Was habe ich denen nur beigebracht? Ich möchte das an einem unlängst erlebten Beispiel verdeutlichen. Wir arbeiten sehr viel mit dem begleitenden Tagebuch, wo all die Gedanken und Irritationen aufgezeichnet werden, die man bei Gesprächen oder Beobachtungen hat. Da wurde unlängst z. B. ganz wüst geschimpft über einen typischen Macho-Mann, der beim dritten Gespräch plötzlich dabei war. Die Studentin empfand das als rivalisierenden Einbruch des machtgierigen Mannes in den „Frauenraum“, der in den Gesprächen über Hausgeburt zwischen seiner Frau und ihr entstanden war. Durch Rekonstruktion konnten wir herausfinden, daß die Interviewerin im zweiten Gespräch ungewollt ein so intensives hierarchisches Rivalitätsverhältnis zur Frau aufgebaut hatte, daß diese, um ihr bedrohtes Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten, ihren Mann zu Hilfe rief, der sie übrigens sehr nett unterstützt hat und sich bald diskret zurückzog. In diesem Fall konnten wir durch gemeinsame Supervision in der Gruppe die Situation klären. Aber sonst belasse ich es auf der Ebene kulturtheoretischer Auswertung. Denn in einer Situation, an der die Studierenden selbst beteiligt sind, fällt es ihnen meist allzu schwer, Bewußtsein über das Unbewußte zu erlangen.

F. Wellendorf: Freud war der Meinung, man sollte Psychoanalyse an der Universität lehren und hat es selbst getan. Ich möchte aber daran erinnern, was er zu Beginn seiner *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* von 1916/17 gesagt hat. Er warnt seine Zuhörer, sie würden die Psychoanalyse nur vom Hörensagen kennenlernen und versichert, sie würden durch diese Unterweisung gleichsam aus zweiter Hand in ungewohnte Bedingungen der Urteilsbildung kommen. Das meiste hänge davon ab, welchen Glauben sie dem Gewährsmann schenken könnten. Trotzdem lädt er die Zuhörer ein, an seiner Vorlesung teilzunehmen. Das Problem aber bleibt: Wenn wir psychoanalytische Theorien und Konzepte an der Hochschule vermitteln, können die Studierenden nur glauben, sie können aber nicht selbst überprüfen, ob die Behauptungen auch wahr sind. Das ist in einer wissenschaftlichen Hochschule ein ernsthaftes Problem.

E. Jaeggi: Ich habe Angst, die von Thomas erwähnte „Unschuld“ zu verlieren, weil ich nicht zu denen gehören will, die die Psychoanalyse als ein Geheimwissen begreifen. Trotzdem bin ich da auch manchmal ambivalent. Es gibt sehr begabte Studentinnen und Studenten, die einen sozusagen „natürlichen“ Zugang zum Unbewußten haben, aber dann gibt es auch viele, die nur ein clichiertes Vokabular erwerben. Und ich bin oft sehr im Zweifel, wie verständlich das ist, daß man etwas durch sein eigenes Unbewußtes „durchgehen“ lassen muß, bevor man es versteht.

F. Wellendorf: Man sollte übrigens auch nicht glauben, daß alle ausgebildeten Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker das können.

M. Nadig: Der Begriff des „Geheimwissens“ versucht das zu verleugnen. Schließlich kann man mit mehr Recht auch sagen, daß die Analytiker sich in einem jahrelangen, mühsamen Prozeß des Praktizierens, Überprüfens und Erlebens eine gewisse Versiertheit im Umgang mit dem Unbewußten angeeignet haben.

F. Wellendorf: Aber natürlich gibt es Analytiker, die sich elitär verhalten, wie es auch andere Wissenschaftler gibt, die ein elitäres Gehabe an den Tag legen und ihrer Wissenschaft den Anstrich einer Geheimwissenschaft geben, zu der sie allein Zugang haben. Allerdings wird Psychoanalytikern solches von anderen Berufsgruppen auch oft aus Ärger oder Neid vorgeworfen, daß sie darauf bestehen, daß die Untersuchung des Unbewußten an eine mühsam zu erwerbende Kompetenz gebunden ist und daß sie etwas können, was zwar andere auch lernen können, aber doch nicht jeder kann und versteht.

E. Reinke: Ich sehe zwischen dem Wissen eines Soziologen bzw. irgendeines anderen Wissenschaftlers und dem Psychoanalytiker aber keine direkte Analogie. Beim Psychoanalytiker kommt immer dazu, daß sein Wissen nicht abzukoppeln ist von seiner Person. Wir gebrauchen unsere Wissenschaft immer auch für unser eigenes persönliches Erkenntnisinteresse. Die Psychoanalyse spricht immer auch unser eigenes Unbewußtes an. Aber es gibt natürlich Abstufungen: vom naiven Interesse des lesen-

den Studenten bis hin zum ausgebildeten Analytiker mit dem langen Lernprozeß.

B. Volmerg: Mir geht es um eine klare Grenzziehung zwischen der therapeutischen Analyse und der Analyse von Institutionen. Ob es sich dabei noch um dieselben Begriffe und Methoden handelt, das müßte erst noch herausgearbeitet werden. Denn in Abhängigkeit von dem Feld, in dem ich mich bewege, ändert sich auch die Bedeutung der Begriffe. Nehmen wir zum Beispiel das Konzept des Unbewußten. Das Unbewußte in sozialen Institutionen ist nicht dasselbe wie das, was im klinisch-therapeutischen Bereich Gegenstand der Erkenntnis ist. Trotzdem bedarf es, um mit diesen unbewußten Prozessen in Institutionen umgehen zu können, ebenfalls einer psychoanalytischen Verstehenskompetenz. Zum Beispiel haben wir in einem Studienprojekt die Institution Schule untersucht. Aufschlußreich war, in welcher Weise sich die Institution in der Gruppe der forschenden Studenten und Studentinnen und besonders im Verhältnis zu mir, der Hochschul-„Lehrerin“, spiegelte. In den Beziehungen zum Feld, zu den Beteiligten, zu mir und zum Stoff tauchte ein strukturell ähnliches Erleben wie im Feld der Schule auf. Plötzlich wurden – ganz untypisch für die Projektarbeit sonst im Studium – Definitionen und Bewertungen von mir verlangt, im Schema „richtig“ und „falsch“. Ich wurde zu einer notengebenden Lehrerin, die mit Rotstift markieren sollte etc. Auch wurden – vergleichbar mit der Erfahrung von Lehrerinnen und Lehrern in der Schule – Depressivität und Krankheit aktuell. Solche Übertragungen (Spiegelungen) bedeuten etwas anderes als im therapeutischen Bereich. Sie lassen sich durcharbeiten und thematisieren, ohne das persönliche Unbewußte der einzelnen direkt anzusprechen. Worauf in solcher Forschung mit den Studierenden zu achten ist, daß keine Grenzüberschreitungen durch ungebetenes Deuten geschehen; dies würde nicht nur die Studierenden, sondern auch das Feld überfordern.

F. Wellendorf: Das Wort „Psychoanalyse“ ist außerordentlich vieldeutig. Es bringt recht wenig, sich darüber zu streiten, was nun eigentlich Psychoanalyse ist und was nicht. Wichtiger ist, daß man immer genau beschreibt, was man jeweils meint und was man tatsächlich tut.

B. Volmerg: ... mit dem Übertragungsbegriff, wenn ich sage „Spiegelung des Feldes in der Gruppe“?

F. Wellendorf: Ja, dann gibt es weniger Mißverständnisse, dann wissen auch die Studierenden besser, was gemeint ist, als wenn wir abstrakte und vieldeutige Begriffe verwenden.

M. Nadig: Das, was Birgit beschrieben hat, ist eine psychoanalytische Denkleistung. Genau so etwas kann an der Uni geübt werden. Die Abgrenzung zur Deutung halte ich allerdings für sehr schwierig.

E. Jaeggi: Gibt es sozusagen essentials der Psychoanalyse, die bei den Studierenden nie oder selten wirklich ankommen können? Und welche Vorbedingungen muß ein Lehrender haben, um diese zu lehren?

M. Nadig: Es geht vielleicht nicht nur um die Vorbedingungen der Lehrenden, sondern darum, daß nicht alles gelehrt werden kann. Ich denke immer wieder, daß es das Deuten ist, was die Studierenden nicht lernen können. Das kann nur im Prozeß der psychoanalytischen Praxis und Supervision begriffen werden. Aber auch ich frage mich manchmal, können besonders Begabte das nicht vielleicht doch begreifen?

E. Jaeggi: Ich möchte jetzt kurz zusammenfassen, was Jürgen Körner zu diesem Problem gesagt hat: Er meint, daß das Wesentliche der Psychoanalyse nicht lernbar ist und nur von voll ausgebildeten Analytikern gelehrt werden kann. Wenn ich ihn recht verstanden habe, begründet er das so: Kausales, im Sinne von Wiederholungen in der Biographie, kann man gut erläutern, es wird auch gut verstanden. Intentionale Modi sind gerade noch nachvollziehbar – etwa im Sinne von „Mein Nachbar ist wirklich seines Unglückes Schmied, ich aber nicht!“. Auch das ist lehrbar. Was aber ganz und gar unzugänglich bleiben muß, ist die „Szene“, die ja nur dann verständlich wird, wenn man gelernt hat, sie im Unbewußten „aufzufangen“; sie muß durch das Unbewußte durch, um explizierbar zu werden. Das ist die Erfahrung, die macht nur der ausgebildete Analytiker – in der Langzeitanalyse und in den verschiedenen Varianten der Psychoanalyse wie Fokalthherapie, stützende Therapie etc.

B. Volmerg: Ich würde vielmehr fragen: welche Szene, in welcher Situation? Übrigens würden manche Studierende sich verschließen, Aversionen entwickeln, wenn ich ihnen sagen würde, daß wir hier im Projekt Psychoanalyse machen. Wir praktizieren und üben vielmehr eine Form des Verstehens, wie sie auch im Alltag vorkommt. Denn das Verstehen latenter Strukturen in einem Feld – also bei mir z. B. in Feldern der Arbeits- und Organisationspsychologie – das hat nichts mit der therapeutischen Analyse im engeren Sinne zu tun. Man erwirbt sich Kompetenz, indem man gemeinsam das Feld verstehen lernt, und dazu gehören auch die unbewußten dynamischen Strukturen.

M. Nadig: Ja, das Verstehen sozialer Strukturen ist mit den Studierenden gut möglich, aber mehr auch nicht. Ein ethnopsychanalytisches Gespräch, wie ich es führe, dazu muß man Psychoanalytikerin sein.

E. Jaeggi: Warum?

M. Nadig: Das bedeutet, daß ich die entstehende Beziehung zu meiner Gesprächspartnerin mit meiner freischwebenden Aufmerksamkeit begleiten muß, um aus der Wahrnehmung meiner Gegenübertragung auf das zu schließen, was bei meinem Gegenüber an unbewußten Bewegungen zu einem bestimmten Thema in Schwingung gerät. Das muß man in der Ausbildung gelernt haben. In der Supervision der Studenten kann ich Gespräche – etwa nach der narrativen Methode – inhaltlich erweitern und Zusammenhänge aufspüren, aber die Gespräche selbst können von den Studenten und Studentinnen nicht so geführt werden, daß sie wirklich dem unbewußten Prozeß folgen.

E. Jaeggi: Was geht dabei also explizit nicht?

M. Nadig: Alles das geht nicht, was die psychoanalytische Technik voraussetzt.

E. Reinke: Und wie steht es mit dem Erstinterview? Würdest Du sagen, daß das auch nicht geht?

M. Nadig: Das ist für mich etwas ganz anderes als die Begleitung eines längerdauernden Beziehungsprozesses auf der Ebene des Unbewußten.

E. Jaeggi: Und wie finden Sie das, daß nur der „vollausgebildete Analytiker“, wie Körner meint, psychoanalytisches Wissen vermitteln sollte?

E. Reinke: Die Ausbildung läßt sich bestimmt nie ganz ersetzen, aber ich würde da nicht so eine scharfe Trennung machen. Um Psychoanalyse zu lehren (und zu verstehen), muß man natürlich zuerst einmal ein Interesse daran haben, und dieses Interesse, das ja seine bewußten und unbewußten Gründe hat, sollte verstanden werden. Man muß sich darüber klar werden, daß dieses Interesse etwas mit einem selbst zu tun hat. Aber dies ist ein Prozeß, das hat man nicht plötzlich und an einem Tag, und man hat es auch nicht unbedingt sofort, wenn man Ausbildung macht. Das ist etwas, was eigentlich immer weitergeht, man arbeitet sich da immer weiter hinein.

E. Jaeggi: Ja, als ich verstanden habe, warum ich so lange Zeit Verhaltenstherapeutin war und nicht Psychoanalytikerin wurde, da konnte ich dann wirklich anfangen, Psychoanalyse zu machen.

E. Reinke: Wenn man diesen Prozeß alleine durchmacht, stößt man bald auf Erkenntnisgrenzen. Man muß immer die Auseinandersetzung mit erfahrenen Kollegen suchen und sich in einen immerwährenden Prozeß hermeneutischer Erkenntnis wiederfinden. Dazu braucht man Supervision.

Th. Leithäuser: Vielleicht sollte man sich an dieser Stelle einmal nicht fragen, ob die Universität die Psychoanalyse braucht, sondern umgekehrt, braucht die Psychoanalyse die Universität? Kann sie dort etwas lernen? Ich denke, ja. Und zwar in theoretischer Hinsicht, im Umgang mit Begriffen. Es werden in der Psychoanalyse sehr viele Begriffe gebildet, die Widersprüchliches in sich vereinen, die gar nicht mehr zum Wesen der Psychoanalyse passen. Da ist die Schulung in wissenschaftlicher Begriffsbildung wichtig.

E. Reinke: Ganz abgesehen davon, daß wir, wie schon Freud meinte, das gesamte Spektrum der Wissenschaften brauchen, um damit in Austausch zu treten: Biologie, Religionswissenschaft, Literatur, Neuropsychologie ... Wir können nicht in der Isolierung

arbeiten, das ist nur eine Notlösung, weil die Universitäten uns so oft nicht akzeptieren.

E. Jaeggi: Psychoanalytische Selbsterfahrung an der Universität: Vogt, der ja mit Arge-lander zusammen ein Konzept entwickelt hat, ist nach einigen Jahren skeptisch. Wie sehen Sie das?

F. Wellendorf: Ich mache gruppensdynamische Seminare stets mit einem thematischen Fokus. Dabei machen die Teilnehmer immer auch eine Erfahrung mit sich selbst und mit Gruppenprozessen. Sie entdecken dann Zusammenhänge, die ihnen vorher so nicht bewußt, gleichsam deskriptiv unbewußt waren. Manche lernen dabei sehr viel, andere weniger. Als Psychoanalytiker benutze ich in der Arbeit mit den Gruppen meine psychoanalytische Wahrnehmungsfähigkeit. Sie kommt mir sehr zugute. Ich glaube aber nicht, daß die Studierenden ein Verständnis für das bekommen, was Freud das „dynamische Unbewußte“ genannt hat. Das ist auch nicht das Ziel. Vielleicht ist oft nicht klar, was „psychoanalytische Selbsterfahrung“ unter den Bedingungen der Institution Hochschule überhaupt heißen kann.

E. Jaeggi: Sie würden dann auch Deutungen geben?

F. Wellendorf: Das ist auch so ein vieldeutiger Begriff. Wenn „Deutung“ heißt, die Teilnehmer einer Gruppe darauf aufmerksam zu machen, daß bestimmte ihnen nicht bewußte Phantasien, Ängste, Emotionen usw. ihre Arbeit an der Aufgabe (dem thematischen Fokus) behindern, ja, dann gebe ich Deutungen. Wenn mit „Deutung“ Interventionen gemeint sind, wie sie in der Einzel- oder Gruppenanalyse zur Aufdeckung des Unbewußten üblich sind, gebe ich keine. Solche Gruppen haben prinzipiell keine therapeutische Funktion.

B. Volmerg: Es gibt bei Studierenden auch Vorbehalte gegen Selbsterfahrung, wenn ihre Lehrer das Seminar leiten oder auch nur mitmachen.

F. Wellendorf: Wenn der Leiter oder die Leiterin einer Gruppe durch die Art ihrer Interventionen (Interventionen, die auf das Aufdecken unbewußter Konflikte ohne Bezug auf die Aufgabe zielen) die Regression bei

den Teilnehmern fördert, wird die Machtposition, die sie ohnehin aufgrund ihrer institutionellen Position haben bzw. die Abhängigkeit der Studierenden erheblich verstärkt. Das ist überhaupt nicht wünschenswert. Denn es behindert Lernen ernsthaft.

E. Reinke: Da braucht es einen Schutzraum. Ich glaube, das ist alles nicht so schlimm, wenn der Schutzraum da ist. – Bei uns ist das die Tatsache, daß die Studierenden zwei, drei, vier Semester in der gleichen Gruppe verbringen, da entsteht eine eigene Gruppenkultur, in der vieles möglich ist.

M. Nadig: Im Grunde machen die Studierenden sowieso immer intensive Selbsterfahrung, wenn sie im Praktikum sind, das dann allerdings mit psychoanalytischer Supervision begleitet werden sollte. Das ist dann für das ganze Leben wichtig. Auf diese Weise kann die Denkstruktur der Psychoanalyse erlebt werden; sie hat ja nicht so viel mit Begriffen zu tun. Es ist einfach eine andere Herangehensweise, und das kann man nicht so leicht vergessen, das ist ein im Lebenszusammenhang entstandenes Erfahrungswissen, das finde ich so fruchtbar. Ich bleibe aber stur, wenn ich sage: Die Begleitung einer längerdauernden Zweierbeziehung kann man an der Uni nicht lernen. Und mit der Psychoanalyse arbeiten, das ist ein Lebensweg. Wie man die Dimension, die an der Uni geöffnet wird, für sich weiterverfolgt und durch praktische Erfahrung vertieft, das bleibt dem einzelnen überlassen.

Th. Leithäuser: Wenn wir noch einmal die Selbsterfahrungsanteile betrachten: Ich glaube, daß sich die zur Zeit zu beobachtende Rückwärtsentwicklung an der Universität sehr ungünstig auswirken wird. Die neuen hierarchischen Verhältnisse zerstören das Klima für Selbsterfahrung.

F. Wellendorf: Es gibt auch noch das Problem, daß viele Kollegen ganz andere Denk- und Zugangsweisen haben. In anderen Seminaren wird dann ein Zugang über die eigene Subjektivität als merkwürdig und unwissenschaftlich angesehen. Das kann Studierende in Konflikte bringen, Spaltungsneigungen fördern. Es verunsichert sie.

E. Jaeggi: Das empfinde ich ganz besonders stark: Ich bin unter den Hochschullehrern

die einzige Psychoanalytikerin im Institut. Da muß ich viel Zeit zur Verteidigung meiner Position aufbringen, die ich lieber konstruktiver verbringen würde. Die Psychoanalyse wird von den Kollegen als eine Art Sekte mit hohem Unterhaltungswert abgehandelt, da kommen die Studierenden sehr verunsichert – wenngleich interessiert – ins Hauptstudium.

F. Wellendorf: Bei uns in Hannover gibt es zwar keine prinzipielle Gegnerschaft, aber trotzdem läuft natürlich bei den Kollegen manches anders. Das Einbringen eigener Subjektivität in die Forschung ist oft unmöglich.

B. Volmerg: ... und da entsteht bei den Studierenden oft Angst. Sie erwarten, daß sich irgendwann das „wahre Gesicht der Universität“ mit ihren Objektivitätsnormen noch zeigen wird.

Th. Leithäuser: Ich denke aber, ein solcher Bruch kann auch interessant sein. Marie Jahoda hat erzählt, daß bei Bühler im Seminar nie über die Psychoanalyse geredet werden durfte. Die meisten Studenten waren aber in Analyse und haben sich dafür interessiert, aber da hat man dann einfach gewußt: „Der Alte ist in dieser Beziehung unansprechbar“ und hat es unterlassen. Es ist wichtig für die Studierenden, auch etwas „anderes“ kennenzulernen. Ich möchte ein kleines Beispiel bringen, an dem man das sehr schön sehen kann. Es ging um ein Interview, an dessen Beginn eine Frau ihre Mutter als „alte Nazi“ bezeichnet hatte. Im Laufe des Interviews wurde die Mutter immer freundlicher und weicher gezeichnet, von der „alten Nazi“ blieb nichts übrig. In den nicht-psychoanalytischen Sozialwissenschaften hätten wir einfach einen Bruch konstatiert, eine Inkonsistenz festgestellt. Psychoanalytisch ließ sich gut aufzeigen, wie die Identifikation mit der Mutter das zuerst gefällte Urteil wieder aufweichte und verschwinden ließ; die Interviewte hätte sich sonst selbst verurteilen müssen.

E. Reinke: Ich habe nicht das Gefühl, daß wir so isoliert von der akademischen Psychologie dastehen. Von der naturwissenschaftlichen, ehemals streng positivistischen Psychologie schlagen mir andere Töne entgegen. An vorderster Front, zum Beispiel

bei der Neuro-Science, wird bewiesen, daß es das Unbewußte gibt. Auch die ehemaligen Grabenkriege zwischen den Verhaltenstherapeuten und den Psychoanalytikern sind zu Ende.

E. Jaeggi: Da muß ich widersprechen. Auf pragmatischer Ebene, ja. Aber theoretisch? Wenn wir das neueste Buch zur Klinischen Psychologie von Baumann und Perrez ansehen, da wird die Psychoanalyse, wenn sie überhaupt erwähnt wird, sehr verzerrt dargestellt. Das sogenannte Unbewußte dort hat nichts mit dem gemein, was wir darunter verstehen. Es handelt sich dabei um automatisierte Gedanken, Abfälle zufälliger Art – also keine Vorstellung vom dynamischen Unbewußten. Die Subjekt-Objekt-Spaltung feiert fröhliche Urständ. Ich bin skeptisch gegenüber diesen Lippenbekenntnissen zur Psychoanalyse.

F. Wellendorf: Ich auch.

E. Reinke: Wollen wir vielleicht allzu oft skeptisch sein? Man muß doch auch in der Psychoanalyse umlernen, ich habe doch nicht alle Weisheit für mich gepachtet!

E. Jaeggi: Sicher nicht; aber diese Weisheit – nämlich den Einbezug des Subjekts –, die wollen wir doch nie preisgeben. Und das ist schon ein grundlegender Unterschied.

Th. Leithäuser: Ich möchte hier noch auf ein anderes Mißverständnis hinsichtlich möglicher Annäherungen zwischen Psychoanalyse und moderner Psychologie hinweisen. Es geht von der Systemtheorie aus. Diese zeigt ja auch den Bezug von erkennendem Subjekt zum zu erkennenden Gegenstand auf. Aber, und das ist der große Unterschied, es handelt sich um ein generalisiertes Subjekt und nicht um das persönliche Subjekt, das seine eigenen Erfahrungen reflektiert. Da dürfen wir nicht auf die gleichen Worte hereinfließen; sie haben jeweils einen anderen Sinn.

F. Wellendorf: Ich möchte noch auf einen Fallstrick hinweisen bei der Supervision von anderen Berufsgruppen, zum Beispiel Lehrern oder Soziologen. Da entsteht oft die Phantasie, sie müßten eigentlich alle Psychoanalytiker werden. Aber in Wirklichkeit sollen sie natürlich bessere Lehrer oder Soziologen etc. werden.

E. Jaeggi: Und was könnte der gute Lehrer, die gute Lehrerin mit psychoanalytischem Hintergrund?

F. Wellendorf: Er hätte ein gutes Gespür für unbewußt ablaufende Konflikte in der Gruppe. Sein Ziel wäre aber nicht, derartige Konflikte therapeutisch zu behandeln, sondern sein Verständnis unbewußter Prozesse zu nutzen, um den Kindern bei der Bewältigung ihrer schulischen Aufgaben zu helfen. Dazu gehört auch ein Verständnis für die eigenen subjektiven Irritationen, die die Konfrontation mit der Aufgabe und das Sich-Einlassen auf das komplexe schulische Beziehungsangebot in ihm auslösen.

E. Reinke: Die Phantasie der Studierenden, sie müßten nun alle Analytiker werden, um es richtig zu machen, entspricht dem Größenwahn der jeweiligen Supervisoren, daß tatsächlich nur ein Analytiker es „richtig“ versteht.

M. Nadig: Das sehe ich nicht so. Aber es ist richtig, daß die Idealisierung der Psychoanalyse enorm ist!

E. Reinke: Ich möchte noch ein anderes Problem aufwerfen: Wie schützen wir Hochschullehrer uns, wenn wir Psychoanalyse lehren? Die Studierenden wissen sehr viel über uns, wenn wir es richtig machen, auch wenn wir nicht intim sind und in die Kneipe mitgehen.

B. Volmerg: Ist das nicht einfach ein Berufsrisiko?

M. Nadig: Ja, das stört mich nicht so sehr. Es entspricht doch dem Ideal des Lehrens, daß die Lehrperson auch lebendig wird, und die Spaltung zwischen Theorie und Person aufgehoben ist!

E. Jaeggi: Bei einem guten Klima im Kollegenkreis sicher. Aber bei uns gibt es dann schon sehr viel verzerrte Informationen und hämische Kommentare, etwa: die Jaeggi erzählt ja nur Geschichten; oder: na ja, wenn man seine Probleme dauernd erzählt – kein Wunder, daß dann die Seminare voll sind etc. Das geschieht nicht im unmittelbaren Kreis der klinischen Psychologen, aber andere Kollegen sind da nicht gerade heikel.

F. Wellendorf: Na ja, solche Dinge laufen aber auch in den psychoanalytischen Ausbildungsinstituten, das ist normal.

E. Jaeggi: Eine letzte Frage: Wie halten Sie es mit psychoanalytischen Texten? Welche eignen sich besonders gut? Welche sind unverständlich?

F. Wellendorf: Ich finde es nicht schlimm, wenn psychoanalytische Texte nicht vollständig verstanden werden. Es gibt immer wieder Irritationen, gerade dann, wenn Texte schwer zu verstehen sind. Bei den Texten von Bion zum Beispiel geht es den Studierenden so. Sie lösen, gerade auch dann, wenn man das Gelesene auf die Gruppe anzuwenden versucht, ungeheure Turbulenzen aus. Ich halte es für fruchtbar, diese Irritationen reflektierend in einen Zusammenhang mit dem Text zu bringen. Das kann das Verständnis eines Textes sehr vertiefen.

E. Reinke: Das Lesen von Texten erlaubt auch ein Stück tiefenhermeneutische Schulung. Es gibt nicht den „wahren Text“, sondern immer eine Spannung zwischen Leser und Text. Jedes Lesen ergibt einen anderen

Blick; das finde ich eine wichtige Erfahrung. Das heißt aber natürlich nicht, daß Texte beliebig interpretierbar sind.

Th. Leithäuser: Es gibt für mich schon eine „Wahrheit“ des Textes, aber sie wird über die Erfahrung entwickelt und steht nicht ein für allemal fest.

E. Jaeggi: Körner meinte, daß der historische Zugang ein sehr günstiger ist; zu sehen, wie Freud und seine Schüler aus bestimmten wissenschaftlichen Konzepten heraus „Gegenbegriffe“ entwickeln mußten, sich auch wiederum der damals eigenen Wissenschaftssprache bedienen – das ergibt ein gutes Verständnis.

Einige: Ja, dieser Zugang ist sehr wichtig.

M. Nadig: Sicherlich, aber nicht zufällig reden wir immer wieder von unseren Projekten. Das finde ich noch wichtiger, den Zusammenhang mit dem unmittelbaren Tun.

F. Wellendorf: Selbst wenn vieles verlorengeht an Informationswissen, das in den Texten steht, es bleibt eine Faszination!